

**FRÉDÉRIC VALIN**

# **EIN HAUS VOLLER WÄNDE**

Wie prägt das Pflegen einen Menschen, wie prägen ihn die Gepflegten? Nach seinem Buch »Pflegeprotokolle« (2021), in dem er Berichte über die Care-Arbeit anderer sammelte, widmet sich Frédéric Valin nun in einem autobiografisch gefärbten Roman der eigenen Pflegetätigkeit. Sieben Jahre lang arbeitet der Protagonist auf einer Gruppe mit Menschen, die als geistig behindert gelten, und lernt dabei nicht nur die Bewohner\*innen kennen, sondern auch etwas über die Macht, die ihm übertragen wird, die Machtlosigkeit der Bewohner\*innen, er hinterfragt die Mechanismen des Pflegesystems und die gesellschaftlichen Gewissheiten über Krankheit, Behinderung und Tod – und er wird dabei selbst sensibler seiner Umwelt gegenüber.

»Ein Haus voller Wände« ist mehr als ein Bericht von einer Arbeit, das Buch umkreist die verschiedenen Aspekte, die sich in der kleinen Wohngruppe zeigen. Darüber aber vergisst es die Menschen nicht, die hier zusammenkommen und ihre schönen, traurigen, lustigen Momente teilen. So entsteht ein bewegender Roman zu einem der drängendsten Probleme unserer Zeit.

*Frédéric Valin*, geboren 1982 in Wangen im Allgäu, lebt seit einigen Jahren in Berlin. Dort studierte er Deutsche Literatur und Romanistik, bevor er begann, als Pflegekraft und Autor seinen Unterhalt zu verdienen. Im Verbrecher Verlag erschienen die Erzählungsbände »Randgruppenmitglied« und »In kleinen Städten«, der Essay »Zidane schweigt. Die Équipe Tricolore, der Aufstieg des Front National und die Spaltung der französischen Gesellschaft« und zuletzt der Band »Pflegeprotokolle«.

VERBRECHER VERLAG

Ich habe das Telefon aufgeräumt und die frühen Weckzeiten gelöscht. Seit einem halben Jahr brauche ich sie nicht mehr. 4:45 – die Zeit, zu der ich aufstehen musste, wenn ich wochentags Frühdienst hatte: gelöscht. 5:46 –, die Samstagszeit, mit der obligatorischen antifaschistischen Extraminute: gelöscht. 5:30 – für die Sonntage, weil der öffentliche Nahverkehr so beschissen fuhr, dass ich 15 Minuten länger brauchte, um rechtzeitig auf der Gruppe zu sein: auch gelöscht.

Ich hatte angenommen, ein Gefühl der Erleichterung zu verspüren, der Freude vielleicht, wenn ich diese Nachtzeiten endlich losgeworden sein würde. Stattdessen war ich traurig. Traurig darüber, dass so sieben Jahre unwiederbringlich vorübergegangen waren; traurig, dass das Ende so schnell kam, so geräuschlos, dass es nie einen echten Abschied geben konnte. Verdammte Pandemie, verdammter Albtraum. Ich hoffe, es geht allen gut.

Alle, das sind die Bewohner\*innen einer Wohngruppe für Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung. Jahrelang habe ich in einem Akt überfürsorglicher Inbesitznahme »meine Gruppe« gesagt. Alle, das sind auch die Bewohner\*innen der benachbarten Gruppen, des gesamten Geländes, auf dem ich sieben Jahre lang tätig war als Betreuer und Pfleger.

Was das war, was ich dort tat, was es mit mir gemacht hat und wie das Leben jener Menschen aussah, die dort wohnten, davon handelt dieses Buch. Ihnen ist es auch gewidmet, vor allem Maria, deren Geschichte mich noch immer tief erschüttert und bewegt.

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2022  
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2022

Lektorat: Johanna Seyfried  
Satz: Christian Walter  
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-534-1

Printed in Germany

Der Autor dankt Nele Solf und Aileen Wessely.  
Der Verlag dankt Anna-Lena Brunner, Lore-Marie Junghans  
und Dalina Schambach.

Es begann mit einem Gedanken: Es reicht. Genug ist genug. Ich muss was anderes tun.

Aufgewachsen bin ich in einem kleinen Dorf am Rande der Alpen. Die Wikipedia-Seite meines Gymnasiums listet drei herausragende Persönlichkeiten: einen Kirchenmusiker, eine Theologin, einen Weihbischof. Meine Jugend war eng und stickig, bestimmt von den Konventionen und Erwartungen des provinziellen Kleinbürgertums, das die Kreisstädte beherrschte; und auf den Dörfern wurde ohnehin alles niedergeknüppelt vom Sadismus und der Gefühllosigkeit der testosterongesättigten Männer, die nur dann Witze machen, wenn sie wissen, dass die Pointe jemanden verletzt.

Wenn ich diese Region mit nur einer Szene beschreiben müsste, wäre es diese: Man sitzt in einem Straßencafé am örtlichen Marktplatz, mit Blick auf das barocke Rathaus, überall hängen Geranien an den mit mittelalterlichen Motiven bemalten Fassaden. Alle, die vorübergehen, sind schick gekleidet, weil es eine sehr reiche Gegend ist und es im Umkreis von 50 Kilometern keinen H&M gibt. Sie tragen ihre Einkäufe durch die Stadt, sie alle haben eingekauft. Es dauert ein wenig, bis es auffällt, aber irgendwann sieht man es doch: Alle Männer laufen mit breiter Brust, den Kopf hochober, durch die Gegend, die Polohemden locker aus der Hose flattern lassend; die Frauen hingegen, auch die ganz jungen bereits, gehen gebeugt, den Kopf zwischen den Schultern, die Arme tief hängen lassend. Es ist das Land der traditionellen Werte.

Ich wollte ein anderes Leben führen und habe das auch getan. Ich hatte einige Bücher aus dem 19. Jahrhundert gelesen und ein paar Existenzialist\*innen und dachte, ich wüsste schon, wie es geht: in die Stadt gehen, studieren, sich irgendwie durchschlagen, interessante Sachen machen. Dabei klug sein und anämisch, trinken und rauchen.

Ich schrieb viel, bekam Jobs, schlecht bezahlt zwar, aber interessant, und so weiter. Irgendwann kamen besser dotierte Anfragen, irgendwas mit Marketing. Ich weigerte mich so oft ich konnte, wurde aber auch schwach, sobald an einer Ziffer drei Nullen hingen. Diese Jobs waren immer scheiße, ich verkaufte Telefonanlagen und Tablets, es war langweilig, ich trank mehr. Das Trinken machte keinen Spaß mehr, das Rauchen nicht, das Geld fehlte wieder und irgendjemand winkte mit Nullen. Und ich winkte zurück.

Ich war Anfang 30, als ich keinen Bock mehr hatte. Die digitale Bohème war eine Mischung aus Selbstaussbeutung, apolitischem Hedonismus, der Hoffnung auf ewige Jugend und regelmäßigen tränenvollen Abstürzen, um den Selbstbetrug zusammenzukleistern. Merci vielmals, aber nein, das war mir nichts.

Ich hatte – schon während der Schule, später im Zivildienst und auch danach, wenn ich Geld brauchte – im Sozialen gearbeitet, als Hilfspflegerkraft, in verschiedenen Einrichtungen. Selbstverständlich wusste ich von den beschissenen Bedingungen, von der mauen Bezahlung, aber trotzdem erzählte ich bei Besäufnissen sehr oft von dieser Zeit. Vielleicht hat mir der Umgang mit Menschen gefehlt; ich bin in einer Großfamilie aufgewachsen und auch wenn ich selbst nie das Bedürfnis hatte, eine Familie zu gründen, war der Gedanke reizvoll, wieder Teil eines derartigen Kleinverbundes zu sein; aber eben auf Zeit.

Irgendwo am Stadtrand gab es eine Wohngruppe, die dringend Betreuer\*innen suchte. Ich schrieb eine Bewerbung und hatte keine zwei Wochen später eine Einladung zum Gespräch. Als mich die Bereichs-

leiterin fragte, warum ich den Job haben wolle, antwortete ich: »Wegen des Geldes.« Sie stutzte kurz und sah mich prüfend an; ich weiß nicht genau, ob's am Inhalt der Antwort lag oder am Genitiv. Aber da sie wirklich dringend suchten, lud sie mich zu einer eintägigen Hospitanz ein. Davor gingen wir einmal durchs Gebäude, es war mitten am Tag, kaum ein\*e Bewohner\*in war anwesend. Ich ging noch eine rauchen, in der Raucherecke stand eine zierliche Frau Ende 50 mit langem, weißem Haar und fragte mich, wer ich sei. Ich schilderte ihr kurz, warum ich da war. Sie nickte. Ich sagte auch, dass ich unsicher sei, ob ich diese Arbeit überhaupt könnte, da fragte sie mich: »Gehst Du gern in Kneipen?«

»Ja«, antwortete ich.

»Dann kommst Du hier auch zurecht.«

Das war Ursula, meine künftige Gruppenleitung.

An die Hospitation habe ich kaum konkrete Erinnerungen mehr. Es wird ein Nachmittag gewesen sein, wie ich später viele erlebte, obwohl sie mich auf eine andere Gruppe schickten als jene, auf der ich später arbeitete: Ich kam um drei, brachte Kuchen mit, wir tranken Kaffee, die diensthabende Betreuerin erklärte mir einiges, und die Bewohner\*innen erzählten dies und fragten das.

Lulu hat sicher das »Mensch ärgere Dich nicht« ausgepackt, hin und wieder ein bisschen geschummelt und sich gefreut, dass sie damit durchkam; und als ich einmal zurückschummelte, freute sie sich sehr, dass sie mich dabei erwischte. Vielleicht sind wir spazieren gegangen, vielleicht ging Lulu bei dem kleinen Supermarkt ums Eck eine Cola und eine Packung Gummibären kaufen. Da hatte man sie immer begleiten müssen, weil Lulu wusste, dass ihr Geld nur für eine einzige Tüte Haribo reichte; die Auswahl konnte also nicht leichtfertig getroffen werden. Und es gab keinen sichereren Weg, die ideale Sorte Gummibären herauszufinden, als sich durch das Sortiment zu testen: also riss sie die Packungen auf und probierte von allen Sorten, auch Lakritz. Irgendwann hatte sich der Supermarktbesitzer dann bei der Gruppe beschwert; seither durfte sie nicht mehr allein dorthin.

Gegen 18 Uhr gab es Abendbrot, und danach half ich hier und da beim Umziehen, Zähneputzen; ich erinnere mich an ein leichtes Unwohlsein, weil ich den Eindruck hatte, nichts zu tun. Ich war es inzwischen gewohnt, dass nach einem Arbeitstag irgendeine Art von Ergebnis vorlag, ein Text, etwas Verwertbares; hier aber kam nichts Zählbares bei raus. Das seltsame Gefühl der Nutzlosigkeit sollte mich das gesamte erste Jahr über begleiten.